Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 271. **Sonnabend** den 29. Mai 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. Mai.

Die zweite Lesung der **Vereinsgesetznovelle** ist gestern im preußischen Abgeordnetenhause genau so verlaufen, wie nach der Stellungnahme der Parteipresse zu den eingebrachten „Verbesserungs"-Anträgen vorauszusehen war. Der von freiconservativer Seite eingebrachte Antrag auf Umgestaltung der Vorlage zu einem „kleinen Socialistengesetz" wurde ebenso abgelehnt, wie die von den Conservativen beantragten Verschärfungen. Desgleichen wurden die Bestimmungen der Regierungsvorlage verworfen. Einmüthig stimmte die nationalliberale Fraction dagegen, wie auch gegen die conservativen Anträge. Für den freiconservativen Antrag, umstürzlerischen Bestrebungen auf dem Wege der preußischen Vereinsgesetzgebung entgegenzutreten, stimmte allein der Abg. Buck, dessen Ueberzeugung, daß auf diese Weise der socialdemokratischen Verhetzung sich wirksam entgegentreten lasse, den Gründen sich nicht zuzuwenden vermochte, welche die gesammte übrige Fraction auch zu einem geschlossenen Votum dagegen veranlaßte. Die Sache der nationalliberalen Fraction führte besonders der Abg. Schmieding, welcher Dortmund im Abgeordnetenhause vertritt. Seine Rede war insofern bedeutsam, als er aus intimster Sachkenntniß gerade der Zustände und Bedürfnisse in den industriellen Bezirken urtheilte und gerade aus der Ueberzeugung heraus, wie sehr mit allen staatlichen Mitteln dem Umsturz entgegengetreten werden müsse, zu dem zwingenden Schlusse kam, daß weder die Regierungsvorlage noch der conservative Antrag annehmbar seien, daß der Antrag des freiconservativen Führers Frhrn. v. Zedlitz nur den Anschein erweckt, als ob sie eine taugliche Handhabe böten, und daß die nationalliberale Fraction gerade mit der Bestimmung über die Minderjährigen und der Aufhebung des Verbindungsverbots aus der Vorlage den annehmbaren und brauchbaren Kern herausgearbeitet habe. Die Vertretung der Regierungsvorlage durch den Minister des Innern erregte allgemeines Kopfschütteln. Selbst auf der Rechten berührte die Gelassenheit sichtlich peinlich, womit der Versuch gemacht wurde, die Bestimmungen der Vorlage unter Herbeibringung eines Materials zu vertreten, das geradezu den Spott herausforderte. Der Minister sowohl wie auch Graf Limburg-Stirum suchten die Verantwortung für das Scheitern des Gesetzes den Nationalliberalen zuzuschieben; Letzterer [illegible] wurde am Schlusse seiner sonst ermunternden Ausführungen sogar pathetisch und erklärte, das Volk werde die Ablehnung der Vorlage nicht verstehen und zu gelegener Zeit Abrechnung mit den Parteien halten, die die Regierung in der Bekämpfung der socialrevolutionairen Bestrebungen nicht unterstützen wollten. Und Graf Limburg-Stirum war so freundlich, den Nationalliberalen entgegenzuhalten, daß für sie die Frage, ob ein Specialgesetz einer entsprechenden Aenderung der allgemeinrechtlichen Bestimmungen vorzuziehen sei, immer nur ein Vorwand gewesen sei, Alles abzulehnen. Der ehemalige Gesandte für Weimar sollte aber doch ein wenig behutsamer bei der Erwähnung geschichtlicher Thatsachen sein. Die Nationalliberalen sind weit entfernt davon, die Socialdemokratie für eine ungefährliche Reformpartei zu halten, wie der Minister anzunehmen schien, sie sind sich der Gefahr der socialrevolutionairen Propaganda vollständig bewußt und darum sind sie auch stets für eine energische Bekämpfung der socialdemokratischen Bestrebungen eingetreten; sie waren 1890 wohl bereit, das Socialistengesetz zu verlängern, nachdem ihm die am meisten anfechtbare Bestimmung der Ausweisungsbefugniß ausgebrochen war, die conservative Fraction hat aber dagegen gestimmt und damit das Gesetz zu Falle gebracht. Daran sollte sich Graf Limburg erinnern, wenn er den Nationalliberalen wieder einmal vorwerfen will, daß sie die Aufgabe des Staates gegenüber der umstürzlerischen Agitation der Socialdemokratie verkennen. Die Entscheidung steht nun bei der dritten Lesung. Alle Anträge, die gestern abgelehnt sind, werden dann wohl wiederkehren. Von der Regierung ist, wenn auch nicht mit absoluter Verneinung, so doch ziemlich deutlich die Erklärung erfolgt, daß sie in dem Ausschluß der Minderjährigen eine ausreichende „Compensation" für die Aufhebung des Verbindungsverbots nicht erblicken könne. Von der Rechten ist die Zustimmung zu dem Ausschlusse der Minderjährigen lediglich als ein Mittel, nochmals in dritter Lesung zu berathen, bezeichnet worden. Ferner ist von Herrn v. d. Recke in Aussicht gestellt worden, daß diese Vorlage, wenn sie abgelehnt würde, nur der Vorbote einer schärferen sein würde. Unter diesen Umständen ist ein Appell an das Herrenhaus aussichtslos. An der entscheidenden namentlichen Abstimmung betheiligten sich 399 Mitglieder, davon stimmten 206 dafür, 193 dagegen. Die Entscheidung steht also auf des Messers Schneide.

Als vor einigen Jahren der Gedanke der Betheiligung der **Socialdemokratie** an den preußischen Landtagswahlen ventilirt wurde, wurde er von der großen Mehrheit der „Genossen" verworfen. Wenn er jetzt anscheinend viel lebhafteren Anklang findet und möglicherweise schon bei den nächsten preußischen Landtagswahlen zur Verwirklichung gelangt, so ist das einer von den vielen Posten, die auf das Conto der Vereinsnovelle zu schreiben sind. Denn es versteht sich, daß die Socialdemokraten ihre Hilfe nur den Radicalen und dem Centrum werden zu Theil werden lassen. Es ist wohl möglich, daß sie in einer Anzahl von Wahlkreisen in mehreren Theilen der preußischen Monarchie den Ausschlag geben. In Breslau z. B. schwankt bei den preußischen Landtagswahlen, bei denen drei Abgeordnete zu wählen sind, das Zünglein der Waage zwischen den freisinnigen und den Cartellparteien. Die Stimmen der dritten Abtheilung sind in der Regel für die Cartellparteien günstiger. Wenn die in Breslau sehr zahlreiche Socialdemokratie all ihre zur dritten Abtheilung wahlberechtigten Parteigenossen [illegible] kann, so ist damit der Sieg der Fortschrittspartei von vornherein gesichert. Auch in einigen niederschlesischen Bezirken können die socialdemokratischen Stimmen für den Erfolg der Fortschrittspartei von Bedeutung sein. In Westdeutschland könnte die Wahlbetheiligung der Socialdemokraten unter Anderem dazu beitragen, der freisinnigen Volkspartei die im Herbste 1893 verloren gegangenen Wahlkreise Hagen und Frankfurt a. M. wieder zu verschaffen. Diese Wirkung der Einbringung der Vereinsnovelle hat die Regierung jedenfalls nicht gewünscht; sie hätte sich aber wohl voraussehen lassen. Geradezu komisch ist, wenn einige conservative Blätter sich zu der Behauptung versteigen, durch Annahme der Novelle würde man diese Wirkung abschneiden und der Socialdemokratie die Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen wenigstens erschweren können. Diese kindische Behauptung kennzeichnet die Verlegenheit, in welche diese Blätter durch die unerwartete Wirkung der von ihnen gepriesenen Novelle versetzt werden.

Um die Nothwendigkeit der **Befestigung von Nancy**, der Hauptstadt Lothringens, der öffentlichen Meinung plausibel zu machen, werden von einer Gruppe von Elsässern und einer Anzahl von Bewohnern Nancys große Anstrengungen gemacht. Es wurde zu diesem Behufe eine Karte hergestellt, die alle nach der Grenze führenden Eisenbahnlinien, die zur Auswaggonirung von Truppen, Pferden und Geschützen geeigneten Bahnhofperrons dieser Linien, die Länge der Perrons und den Aufmarsch der drei deutschen Armeen längs der Grenze angiebt. Diese Karte wurde zuerst im „Est Républicain" veröffentlicht und nun auch dem „Temps", dem „Journal des Débats" und dem „Petit Journal" beigegeben. Der beigedruckten Legende ist zu entnehmen, daß Deutschland zwölf nach der Grenze führende Eisenbahnlinien, von denen acht doppelgeleisig sind, besitzt und daß es auf denselben binnen 24 Stunden 400 Trains ablassen kann, so daß der Transport von 17 Corps zu zwei Divisionen binnen fünf Tagen vollendet sein würde. Drei Corps (Straßburg, Metz und Rheinpreußen) und die badische Division besorgen die Deckung des Aufmarsches, der am neunten Tage Morgens vollendet sein muß. Die Anhänger des Befestigungsprojectes von Nancy, welche die Kosten desselben auf 30 Millionen schätzen, motiviren dasselbe mit der Behauptung, daß das erste Angriffsobject der Deutschen die Hauptstadt Lothringens sein werde, um in derselben einen Stützpunct für die Belagerung von Toul zu gewinnen. Sei Toul gefallen, dann wäre der Weg bis Paris frei für die Deutschen. Die Gegner der Befestigung von Nancy, zu denen auch der „Temps" zu gehören scheint, beziffern die Kosten auf 200 Millionen und die Bauzeit auf sechs Jahre. Außerdem meinen sie, würde man mit der Befestigung nichts gewinnen, denn die Deutschen würden sich durch dieselbe nicht aufhalten lassen, sondern die Einschließung durch Truppen zweiter Linie besorgen und ihre Offensive ruhig fortsetzen. Der „Temps" scheint auch der Ansicht zu sein, daß, da Frankreich noch mehr nach der Grenze führende Bahnlinien besitzt als Deutschland, die französische Concentrirung besser organisirt sei, als die der Deutschen. Augenscheinlich ist die Frage nur dadurch aufgeworfen worden, weil die Bewohner von Nancy eine große Garnison (60,000 Mann) wünschen. Es ist bedauerlich, daß eine so heikle Angelegenheit wie die strategischen Verhältnisse an der deutsch-französischen Grenze, nur aus dem Grunde angeregt wird, um den Spießbürgern von Nancy große Einnahmen zu sichern.

Im **türkisch-griechischen** Streitfall dreht sich, wie die „Nat.-Ztg." hört, die Vermittelung der Mächte augenblicklich um die Frage, ob den Griechen eine Verlängerung der Waffenruhe bis zum endgiltigen Friedenschluß zugebilligt werden kann. Soweit hierbei der gute Wille der einzelnen Mächte in Betracht kommt, läßt sich annehmen, daß sie sämmtlich bereit sind, ferneres Blutvergießen durch Erneuerung eines Waffenstillstandes ohne Fristbeschränkung zu verhüten. Als selbstverständlich wird aber, namentlich auf deutscher Seite, vorausgesetzt, daß Griechenland sich nicht etwa beikommen läßt, die europäischen Regierungen, welche bei der Pforte zur Wahrnehmung seiner Interessen thätig werden, dadurch zu desavouiren, daß es die Bedingungen, deren Erfüllung nicht einseitig von der Türkei, sondern von allen Mächten zur Sicherung des Friedens auf der Balkanhalbinsel verlangt wird, fortgesetzt für unannehmbar erklärt. Die deutsche Regierung dürfte, nach ihrem bisherigen Verhalten, in dieser Mitwirkung an gemeinschaftlichen Bemühungen um endgiltige Waffenruhe die Grenze dessen erblicken, was sie zu Gunsten Griechenlands vor Annahme der Friedensbedingungen in Konstantinopel zu befürworten geneigt ist. Namentlich würde bei etwaigen Versuchen, die Türken schon jetzt durch diplomatische Schritte aus ihrer wohlerworbenen Stellung in Thessalien hinauszumanövriren, auf deutsche Betheiligung nicht zu rechnen sein. In einem Theil der auswärtigen Presse sind in jüngster Zeit mehr als einmal Betrachtungen angestellt worden, deren Urheber den Aerger über die Folgerichtigkeit unserer Orientpolitik durch Redensarten von der diplomatischen Isolirung des Reiches los zu werden versuchten. Die „Nat.-Ztg." glaubt, daß man an maßgebender deutscher Stelle vorkommenden Falles lieber vereinzelt zu bleiben wünscht, als sich den Griechen gegenüber noch ein zweites Mal zu der Politik der unwirksamen und daher lächerlichen Drohungen nöthigen zu lassen, bei welcher das europäische Concert vor der türkischen Kriegserklärung angelangt war. Als Vollstreckerin des Zwangswillens der Großmächte befindet sich die Türkei in Thessalien; fällt das Zwangsmittel durch zu frühe Räumung des griechischen Gebietes wieder fort, so bleibt blos ein Wille übrig, dem trotz der wuchtigen Sprache letzter und allerletzter Noten die Kraft fehlt, sich geltend zu machen. Gegen diese durchaus correcte Haltung der deutschen Diplomatie ist nichts einzuwenden, nur bleibt bei der Darlegung der „Nat.-Ztg." völlig unerwogen, wie die deutsche Regierung sich nach der anderen Seite zu stellen gedenkt, wenn nämlich die Pforte auch weiterhin auf der Wiedereinverleibung Thessaliens besteht. Dadurch eben, daß beide Theile, die Türkei sowohl wie Griechenland, nicht nachgeben wollen, complicirt sich die Lage so außerordentlich bedenklich.

Dem **Congostaat** hat ein schwerer Schlag getroffen: die Nilarmee, auf welche die kühnsten Hoffnungen gesetzt worden waren, hat nach dem Ituri zurückgezogen werden müssen, und zwar ist hieran die Empörung der schwarzen Soldaten Schuld. Nicht weniger als 1500 Mann der zwischen N'Dicsi auf der Wasserscheide der Becken des Nils und des Congos und dem Obi stehenden Vorhut des Commandanten Baron Dhanis meuterten nach Ermordung des Commandanten Lerei und einer Anzahl Officiere, und zogen mit Waffen und Munition nach dem Süden, ihrer Heimath zu, ab. Ist es nun auch als sicher anzusehen, daß Dhanis sofort 3000 Mann neue Truppen Anfangs dieses Monats um sich versammelt haben wird, so ist doch die Unterdrückung dieser Meuterei eine ebenso schwierige wie langwierige Aufgabe. Die Aufrührer, geschulte Soldaten, kennen die Landstriche, wissen aus dem Gelände Nutzen zu ziehen, finden an den Eingeborenen Hilfe und werden sie geschlagen, so sammeln sie sich an einem andern Puncte. Man muß sie immer aufs Neue verfolgen, ihnen immer neue Kämpfe liefern und das in einem Lande ohne Steg und Weg, voll Urwälder. Noch bedenklicher aber ist, daß der Rückzug Dhanis' mit seiner Nilarmee den Derwischen wieder freie Bahn in die ehemalige Aequatorialprovinz Emin Paschas giebt. Der Congostaat sieht sich vor die Aufgabe gestellt, nunmehr zwei Feinde bekämpfen zu müssen: die Derwische und seine eigenen Soldaten. Die letzteren haben in jüngster Zeit an verschiedenen Stellen gemeutert und zahlreiche weiße Officiere und Unterofficiere sind dabei getödtet worden. Die nächste Sorge der Congoregierung ist daher, hier Ersatz zu schaffen. Auf ihre Bitte hat das belgische Kriegsministerium die Unterofficiere aller Regimenter aufgefordert, in die

---

Feuilleton.

Zwei Frauen.

15] Roman von F. Marion-Crawford.

Nachdruck verboten.

„Was für eine Strafe gebührt Dir?"

Klara stieß einen leisen Schrei aus und fiel mit dem Gesicht zu seinen Füßen nieder.

Greifenstein wendete sich nach ihm um. Er sah die hohe Gestalt des alten Mannes, sein geistertes, halb von einem schneeweißen Bart verborgenes Gesicht, er blickte nieder und sah einen Haufen zerknitterter strohgelber Seide und einen schweren Knoten verblichenen Haares, in dem eine Menge Juwelen blitzten. Mit hastigen Schritten durchmaß er das Zimmer. Sein Gesicht war aschfarben und von erbarmungsloser Strenge. Er hatte die Verurtheilung von ihren eigenen Lippen gehört, er gedachte seines Eides, der durch das Verbrechen dieser Frau ein Namenloser war, und sein Herz verhärtete sich.

„Hast Du noch etwas zu sagen, Lade?" fragte er.

Er wartete auf eine Antwort, er keine kam. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, dann wurde die Stille durch ein leises Ringen nach Athem und das leises Rascheln der Seide unterbrochen. Dann verstummte auch das.

„Sie ist todt", sagte Greifenstein.

Rieseneck nahm den Revolver, das Geschenk seines Bruders, aus der Tasche und legte ihn vor sich auf den Tisch.

„Auch für uns ist es Zeit", sagte er.

„Ja. Ich muß nur noch an Gretchen schreiben."

Eine halbe Stunde später war die kurze und schreckliche Tragödie vollendet, und von den drei Personen, die beisammen am Tische gesessen hatten, keine lebend zurückgeblieben.

Draußen vor dem Hause des Todes glitzerte der fleckenlose Schnee in dem Lichte des abnehmenden Mondes. Nicht ein Windhauch seufzte unter den stattlichen schwarzen Bäumen. Nur tief unten rauschte der niederstürzende Strom von seinem eisumränderten Bett, und hoben von den Zinnen der alten Festungsmauern, die so viele Generationen der Greifenstein's in Kriegsgefahren und im Frieden vor den grimmen Nordwinden geschützt hatte, hörte man von Zeit zu Zeit das melancholische Krächzen der großen Hornraben.

Augenblicke tiefster Bestürzung und Verwirrung folgten. Aus dem niedrigen Thorweg blitzten Lichter über den Schnee, erschreckte Stimmen schrillten durch die weiten Säle und Gänge, die Hunde rasselten mit ihren Ketten und bellten wüthend, das Schreien entsetzter Frauen erhob sich über all diesem Lärm und wurde wieder von den Stimmen der aufgeregten Bedienten übertönt, dem Klirren der Hufe auf dem Steinpflaster, als die Pferde aus ihren warmen dunklen Ställen in das Mondlicht hinausgeführt wurden, dem Aufsitzen der Reiter, die eilig davonzujagen sich anschickten, als die eisenbeschlagenen Thore sich in ihren Angeln drehten und der Pförtner schreckensbleich die schweren eisernen Flügel zurückschlug. Stallburschen mit Laternen in der Hand leuchteten, vier starke Pferde, je zwei und zwei, trabten vorwärts, jedes einen Boten tragend, der die schauerliche Kunde mit sich nahm. Einer ritt nach Wildenberg, einer zu dem nächsten Arzt, einer nach der ziemlich entfernten Stadt und einer hatte die Nachricht Greif selbst zu überbringen, der in diesem Augenblick, den Degen in der Hand, neben der Fahne seines Corps, an der Spitze von etwa tausend Studenten marschirte, in all der Pracht seines phantastischen Anzuges den großen Fackelzug ausführend, der das akademische Jahr abschloß und mit einer glänzenden Lustbarkeit den letzten Act seines studentischen Lebens krönen sollte. Während er stolz, allgemein beliebt, von allen seinen Commilitonen beneidet, der Abgott seines Corps, vor dem Festzuge einherschritt, betteten Diener mit bleichem Gesicht in dem Prunkgemach von Greifenstein die Leiche seines Vaters neben die seiner Mutter. Als er die Stufen zu dem Saal hinaufstieg, in dem das letzte Studentenfest des Jahres unter seinem Vorsitz gefeiert werden sollte, waren in dem fernen Wildenberg drei Frauen bei dem trüben Schein einer einzigen Kerze zum Gebet für die Todten vereinigt.

Eine Stunde später, als das Orchester die Melodie des „Landesvaters" anstimmte, den herrlichen Chor tausend jugendfrischer Stimmen begleitend, ritt eine Frau mit grauen Haaren, in einen dunklen Mantel gehüllt, über die verschneiten Wege des düsteren Waldes; ihr Pferd wurde von dem Stallknecht, der ihr die Todesnachricht überbracht hatte, mit sicherer Hand geleitet. Ihr Gesicht war bleicher als gewöhnlich, aber ihr Herz schlug so tapfer in der Brust wie immer. Sie wußte, daß Greif im Laufe des Vormittags eintreffen würde, und um keinen Preis wollte sie ihn in seinem fürchterlichen Leid allein, noch das Gefühl in ihm erwecken lassen, daß nur gemiethete Hände das Haar seiner verstorbenen Mutter geglättet, oder die Augen seines entschlafenen Vaters geschlossen hatten. Aber die Entfernung war groß, der Schnee tief und der starke Mecklenburger Rothschimmel hatte den beschwerlichen Weg erst vier Stunden zuvor im Galopp zurückgelegt. Halbtodt vor Kälte und von Grauen erfüllt bei dem Gedanken, was zu sehen sie gekommen war, aber ruhig, entschlossen und voll Würde, wie sie nur Frauen, und solchen Frauen eigen ist, langte die Baronin in Greifenstein an. Sie trank das ihr angebotene Glas Wein, denn sie bedurfte der Stärkung, nicht nur um ihre Pflicht zu thun, sondern um in der Haushaltung wieder Ordnung und Ruhe herzustellen; sie hörte die räthselhafte Geschichte und durchwanderte die Zimmer. Polizeibeamte waren im Schlosse, Leute in dunklen Uniformen mit großen gelben Bärten und ernsten Gesichtern, der Arzt, ein unbedeutender Dorfchirurg mit einer Brille, noch andere Beamte wurden zur Berichterstattung erwartet, aber jetzt, da eine verantwortliche Person, eine Verwandte der Verstorbenen zugegen, waren keine besonderen Schwierigkeiten mehr zu überwinden. Nur eines blieb der Baronin unverständlich, sie wußte nicht, wer der Fremde war, dessen Ankunft die Katastrophe herbeigeführt hatte. Sie errieth, daß es Rieseneck gewesen sein mußte, aber es war kein Beweis für seine Identität vorhanden. Erst nachdem sie schon drei Stunden im Hause gewesen war, gelang es ihr, von einem der Diener einen zusammenhängenden Bericht über das herauszubringen, was geschehen war, ehe die Drei so plötzlich die Tafel verlassen hatten. Der junge Mensch erinnerte sich, daß ihm gesagt worden war, der Gast sei Herr Brandt, aber die gnädige Frau hatte ihn mit einem anderen Namen angeredet. Er war „von Riesen" — und noch etwas. Der Diener war dessen gewiß und die Baronin forschte nicht weiter. Sie begann dunkel zu erkennen, daß diese traurige Katastrophe in irgend einer Weise das Ergebniß der Ankunft des Verbannten war. Nichts war gefunden worden, keine Zeile, die eine Erklärung gab, nicht ein Zeichen, das auf eine Spur führte. Nichts deutete auf irgend einen Kampf hin. Der Baron und sein Gast waren in zwei Sesseln gefunden worden, Jeder einen Revolver in der Hand, dessen einer Lauf leer war. Die Art der Wunde schien zu beweisen, daß sie nicht auf einander geschossen hatten. Handelte es sich um einen Doppelselbstmord? Wie war dieses entsetzliche Räthsel zu lösen? Und Klara? Was war die Ursache ihres Todes gewesen? Was war mit ihr geschehen?

Frau von Wildenberg war eine tapfere Frau und obgleich entsetzt und aufrichtig betrübt über das, was geschehen war, sich doch dessen bewußt, daß sie keinen großen persönlichen Verlust erlitten. Sie hatte Rieseneck niemals gekannt, gegen Klara hatte sich immer etwas aufgelehnt in ihr und ihre Freundschaft für Greifenstein war niemals groß gewesen. Greif selbst war geborgen, der einzige dieser Familie, für den sie eine warme Zuneigung empfand und in dem alle ihre Hoffnungen für das Glück ihrer Tochter sich vereinigten. Ohne ihn würde sie niemals die gelegentliche Gastfreundschaft des Schlosses angenommen haben. Im Augenblick waren alle ihre Gedanken mit der Nothwendigkeit beschäftigt, Greif bei seiner Ankunft zu empfangen. Sie saß ruhig in ihrem Sessel unter dem Licht der Kerzen, die das Zimmer des Todes beleuchteten und versuchte vergebens, einige tröstende Worte für seinen Kummer zu finden. Wie sehr er seinen Vater geliebt, wußte sie, und während seines letzten Besuches hatte sie eine zunehmende Neigung zu seiner Mutter bemerkt, auch daß er von Rieseneck's Existenz unterrichtet, war ihr bekannt, und sie quälte ihr müdes Hirn vergebens, eine Erklärung zu ersinnen, die ihm nicht nutzlosen Schmerz bereitete und dennoch in gewissem Maße Auskunft über die Veranlassung des Unglücks gab, das ihn so jäh heimgesucht hatte. Als der Morgen schon nahe war, verhinderte sie ihre körperliche Erschöpfung, ihre Gedanken in derselben Richtung fortzuspinnen, und sie träumte von anderen Dingen, sie fragte sich, ob es recht sei, ihr Kind mit dem Sohne eines Paares zu verheirathen, das ein so grauenvolles Ende gefunden.

Therese von Wildenberg war im Herzen eine Greifenstein und würde lieber den schwersten Entbehrungen getrotzt, als ihr Kind einem Manne gegeben haben, dessen Namen für immer durch solch eine Geschichte gebrandmarkt war. Noch konnte natürlich von der Angelegenheit nicht gesprochen werden. Wenn der arme Greif nicht wahnsinnig wurde vor Schmerz, würde er nichtsdestoweniger wünschen, die Hochzeit auf ein Jahr und länger hinauszuschieben. Dann dachte sie wieder an Hilda's Enttäuschung bei der Aussicht auf die Verzögerung des glücklichen Tages, an ihre Verzweiflung, wenn sie hören würde, daß er niemals kommen sollte, und ihr Entschluß begann beinahe wankend zu werden. Es war nicht seine Schuld, sagte sie sich, er hatte keinen Antheil an den fürchterlichen Vorgängen der letzten Nacht, weshalb sollte er also die Folgen der Thaten Anderer tragen? Weshalb sollte Hilda's junges Leben Schiffbruch leiden, vielleicht zu ewiger Armuth verurtheilt, durch den Zusammenbruch ihres einzigen Glückes zu Grunde gerichtet werden? Könnten sie nicht heirathen und hier miteinander leben, wie Greif's Vater und Mutter gelebt hatten?

SLUB
Wir führen Wissen.